

Gdańsk 2020, Nr. 43

<https://doi.org/10.26881/sgg.2020.43.15>

Ulla Fix

Universität Leipzig



Sprachwissenschaftlerin zwischen „Ost“ und „West“

Dieser autobiographische Text zeigt die Verflechtung von Wissenschaft und Politik im Leben eines Individuums.

Schlüsselwörter: Wissenschaft, Politik, Sprachwissenschaft, Angewandte Linguistik, Literaturwissenschaft, Strukturalismus, Stil, Denkstil, Text, Ästhetik, Ritualität, Hörfilm, Leichte Sprache

A linguist between the Eastern and the Western World. – This autobiographical text shows the intertwining of science and politics in the life of an individual.

Keywords: science, politics, linguistics, applied linguistics, literary studies, structuralism, style, thinking style, text, aesthetics, rituality, audio film, easy language

Warum über sich selber schreiben?

Als ich gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könne, für *Studia Germanica Gedanensia* einen biographischen Text zu meiner Person zu schreiben, fand ich die Idee, sich mit sich selbst autobiographisch-wissenschaftshistorisch auseinanderzusetzen, interessant und habe zugestimmt.¹

¹ Aus Platzgründen kann ich Literaturangaben nur begrenzt anführen. Weiteres findet sich auf meiner Homepage www.home.uni-leipzig.de/fix/

Die Gefahr, bei einem solchen Vorhaben in Selbstbespiegelung zu verfallen, war und ist mir bewusst. Dass ich dennoch zugesagt habe, hängt mit Erfahrungen aus meiner Arbeit zusammen: Zu meinen Forschungsprojekten gehörte eines zum Thema „Sprachbiographien“.² In narrativ-diskursiven Interviews wurden Menschen, die die DDR bewusst erlebt haben, nach ihren Sprach- und Kommunikationserfahrungen in Vergangenheit und Gegenwart befragt. Es kamen höchst aufschlussreiche Beobachtungen und Erfahrungen zur Sprache.

Damals ist mir – sowohl in der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Verfahren narrativer Interviews als auch durch das in den Interviews Gesagte – klar geworden, dass **jedes** Leben und **jeder** Befragte als „Experte seiner selbst“ von Interesse ist. Man muss sich, wenn man über sich selbst spricht, also nicht notwendigerweise als etwas Besonderes im Sinne von etwas Besserem verstehen; jedes Leben ist besonders – nicht als Verdienst, sondern als Gegebenheit, als **ein** unter den gegebenen Umständen möglicher Fall.

Daran anzuknüpfen und einen Text vorzulegen, der etwas wissenschaftsgeschichtlich Interessantes über **einen** unter den Gegebenheiten möglichen Fall – über eine Sprachwissenschaftlerin zwischen „Ost“ und „West“ – berichtet, habe ich mir daher vorgenommen.³

Mein roter Faden? Die Politik

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke in der Hoffnung, eine Struktur für diesen wissenschaftsbiographischen Text zu finden, zeigt sich unübersehbar: Die Struktur ergibt sich aus dem Politischen. Schon frühzeitig, nämlich im Zusammenhang mit meiner Dissertation, ist mir klar geworden: Geisteswissenschaft – auch Sprachwissenschaft – ist politisch. Diese Aussage kann Inhalte, Methoden und Denkstile betreffen, aber auch die Umstände, unter denen wissenschaftlich gearbeitet bzw. nicht gearbeitet werden kann. Das wird sich bei der Darstellung meiner wissenschaftlichen Biographie immer wieder zeigen.

Wo komme ich her – lokal und kulturell?

Ich bin ein Kind der Kriegs- und Nachkriegszeit. Am 14. August 1942 wurde ich in Arnstadt/Thüringen als mittleres von drei Kindern geboren. Diese kleine Stadt von damals knapp

² Teil des DFG-Projektes „Fremdheit in der Muttersprache“ (1994–2001), Gerd Antos (Leitung), Peter Auer, Ulla Fix. Ergebnisse finden sich in: Fix, Ulla (2000) zus. mit Dagmar Barth: *Sprachbiographien: Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR*. Frankfurt am Main/Berlin/Bern.

³ Ich verwende bei Personenbezeichnungen im gesamten Text das generische Maskulinum – ‚(der) Befragte‘, ‚Einwohner‘, ‚Student‘ –, wenn die Gattung gemeint ist, also immer dann, wenn alle in Frage kommenden Personen angesprochen sind und das Geschlecht für die jeweilige Information keine Rolle spielt. Wenn ich konkrete Personen meine – z. B. meine Mitschülerinnen als künftige Buchhändlerinnen, eine Vorgesetzte als Parteisekretärin – gebrauche ich die entsprechende, hier also die weibliche Form. Die Verwendung des Partizips, z. B. ‚Studierende‘, widerstrebt mir immer dann, wenn es um die Gattung geht. Es wird eine andere Bedeutung vermittelt: Ein ‚Studierender‘ ist nicht notwendig ein ‚Student‘ und ein ‚Student‘ ist nicht immer ein ‚Studierender‘.

30.000 Einwohnern am Eingang des Thüringer Waldes liegt nahe bei Erfurt. Auch Weimar, Jena, Gotha und Eisenach sind schnell zu erreichen. So wuchs ich in einer nicht nur landschaftlich, sondern auch kulturell reichen Umgebung auf. Die Namen Bach, Luther, Goethe, Herder, Schiller, Wieland (nicht aber der verpönte Nietzsche) waren mir seit der Schulzeit durch den Besuch der einschlägigen Wohnhäuser und Museen vertraut. Ich habe schon als Kind etwas von der Bedeutung dieser Personen erahnt und den Wunsch gehabt, davon mehr zu kennen und zu verstehen. Das Lesen gehörte zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Das ging so weit, dass meine Mutter, die eigentlich auch gern las, aber nie genügend Zeit dafür hatte, mich ermahnte, ich solle nun neben dem Lesen auch endlich einmal etwas Nützliches tun. Urlaube führten uns meist in den Thüringer Wald, unter anderem nach Eisenach und Umgebung. Dort interessierten mich vor allem das Lutherhaus, das Bachmuseum und die Wartburg. Luthers Bibelübersetzung spielte bei den Führungen auf der Wartburg, dem Ort, wo er diese unglaubliche, bis heute aus meiner Sicht unerreichte Leistung für die deutsche Sprache vollbrachte, eine große Rolle. Das prägte sich mir sehr ein. Es ist sicher die Wurzel meines späteren Interesses an der Sprache der Bibel, genauer an semiotisch orientierten kritischen Fragen zu Bibelrevisionen des 20. und 21. Jahrhunderts.

Fahrten nach Erfurt und Weimar mit Theaterbesuchen und dem Besuch von Museen gehörten zum Lehrplan der Grund- wie der Oberschule. Mit Erfurt verbanden sich für mich Namen wie Luther, der als Mönch im Augustinerkloster lebte, Wieland, der an der Universität lehrte, Wilhelm von Humboldt, der im Haus Dacheröden seine Frau Caroline fand – eine der modernsten intellektuellen Frauen ihrer Zeit. Mit Weimar verband ich natürlich Goethe, Schiller, Herder und Wieland, aber auch Luise von Göchhausen, die neben vielen anderen Texten auch die älteste Fassung des „Faust“, den „Urfaust“, abgeschrieben und ihn so der Nachwelt erhalten hatte. Darauf stieß ich später wieder, als ich mich mit dem Fauststoff intensiv beschäftigte.

Zu den Zielen der Klassenfahrten gehörte ganz selbstverständlich ein Besuch im Konzentrationslager Buchenwald. Die heute diskutierte Frage, ob man Schüler verpflichten dürfe, sich ein solches Lager anzusehen, beantwortete ich trotz aller denkbaren Gegenargumente mit Ja. Man muss sich dieser Wahrheit, auch wenn oder gerade weil sie erschütternd ist, aussetzen, um zu verstehen, was geschehen ist und dass sich dies niemals wiederholen darf.

Wo komme ich her – familiär?

Mein Vater war unversehr aus dem Krieg zurückgekommen. Wie die meisten anderen Männer seiner Generation hat auch er nicht oft darüber gesprochen. Er führte die Drogerie weiter, die er von seinem Vater übernommen hatte und die er, meine Mutter und eine ganze Reihe Angestellter mit Erfolg betrieben. Die „Herkunft“, die ja auch in der DDR eine große Rolle spielte – tunlichst sollte man ein „Arbeiterkind“ sein – war daher in meinem Fall nicht „vorteilhaft“. Ich war kein „Arbeiterkind“. Es kam hinzu, dass es meinem Vater gelungen war, das Geschäft als „privaten“ Familienbetrieb weiterzuführen. Das heißt, der Staat war nicht wie in der Mehrzahl der Fälle am Geschäft beteiligt, eine gewisse Selbständigkeit war garantiert, man war aber benachteiligt dadurch, dass man von der knappen Ware, die staatlich zugeteilt

wurde, weniger bekam als die Geschäfte „mit staatlicher Beteiligung“. So war das Einkommen der Familie durchaus beschränkt. „Grundstipendien“, die damals fast jeder Student bekam, erhielten wir Geschwister als „Kapitalistenkinder“ nicht.

Wir Kinder haben das Leben in dem alten Fachwerkhaus mit vielen Lagerräumen, mehreren Dachböden und dem plätschernden Brunnen im Hof sehr genossen. Besonders schön fanden wir, dass in unserer Familie immer „etwas los war“. Die Eltern führten berufs- und kleinstadtbedingt ein „offenes Haus“. Es kamen fast täglich Besuche: Verwandte, Freunde, Kollegen, Bekannte, Leute auf der Durchreise, die immer Neuigkeiten mitbrachten. Mit den Angestellten und Lehrlingen (nicht Azubis!) hatten wir Kinder teils nahezu familiäre, teils freundschaftliche Beziehungen. Es gab immer jemanden, an den man sich wenden konnte. Ich erinnere mich, dass ich es am Mittag von Heiligabend, wenn die letzten Angestellten mit guten Weihnachtswünschen gegangen waren, immer erst ziemlich einsam fand, bis ich mich mit Großmutter, Eltern und zwei Geschwistern als ja auch nicht kleiner Gemeinschaft wieder abgefunden hatte.

Mein Vater war politisch ungeheuer interessiert. Das regelmäßige Hören der Nachrichten im Radio und später der Empfang der Nachrichtensendungen des Fernsehens (alles „West“) gehörten zum täglichen Programm. Das möglichst kontinuierliche Verfolgen der Nachrichten habe ich bis heute beibehalten. Es verging in meiner Kindheit kein Tag ohne politische Gespräche. Auch noch als alter Mann sagte mein Vater, wenn mein Mann und ich zu Besuch kamen, gleich nach dem Eintreffen: „Wartet mit dem Auspacken. Setzt euch erstmal hin. *Was meint Ihr denn zur Situation in Israel? Was haltet Ihr von der Solidarność-Gewerkschaft?*“ (Er begrüßte sie natürlich.)

Meine Mutter hat mir – eher nebenbei – viel Wissen vermittelt. Das wird mir beim Zurückdenken klar. Am nachhaltigsten hat sie mich aber durch ihre pazifistische Haltung beeinflusst. Sie wurde 1915 geboren, der Vater war im Krieg und die Hebamme beriet die Mutter bei der Namenswahl. Sie meinte, in solchen Zeiten müsse ein Mädchen unbedingt *Bringfriede* genannt werden. Und so geschah es dann auch. Ich, 1942, also auch im Krieg geboren, erhielt den Namen *Bringfriede* als zweiten Vornamen. Ich fühlte mich dadurch verpflichtet und habe mich in meinem Leben bemüht, diesem Namen gerecht zu werden. Mein Großvater mütterlicherseits war im ersten Weltkrieg verschüttet gewesen und kam als entschiedener Kriegsgegner zurück. Sein Leitspruch „Nie wieder Krieg“ hat sich meiner Mutter und durch sie auch mir eingebrannt. Das sollte später für mich eine große Bedeutung haben. Ich komme darauf zurück.

Meine Kindheit ist auch noch in der Nachkriegszeit bestimmt gewesen von Angst vor dem Krieg, obwohl die Familie nie direkt bedroht war. Die Erinnerungen an die Aufenthalte in Luftschutzräumen, die Schützengräben und verrosteten Helme in den Wäldern rund um Arnstadt, der Granateinschlag im Schlafzimmerschrank der Eltern, der von einem amerikanischen Luftangriff im Februar 1945 herrührte, vor allem aber die russischen Filme, die wir als Schulkinder sehen mussten und die ausnahmslos und äußerst drastisch vom „Großen Vaterländischen Krieg“ handelten, trugen ihren Teil dazu bei, dass für mich die Forderung „Nie wieder Krieg“ zum Prinzip wurde.

Noch nachdrücklicher war der Wunsch des Kindes, dass sich die grausame Verfolgung der Juden niemals wiederholen sollte. Mein Entsetzen über das Unfassbare, von dem ich schon als Kind gehört und dessen Zeugnisse ich in Buchenwald gesehen hatte, hat sich bis

heute nicht vermindert, eher wächst es noch. Es hat mein Leben, meine politische Haltung, meine Interessen entscheidend geprägt. Es war und ist von großer Bedeutung, dass ich diese Haltung mit meiner Familie teilen kann.

Schulzeit, 17. Juni 1953, Junge Gemeinde, 13. August 1961, (erster) Studienbeginn

Nach dem damaligen Schulsystem besuchte ich von 1949 bis 1957 die Grundschule, die acht Klassen umfasste, und ging danach von 1957 bis 1961 auf die dem Gymnasium vergleichbare Oberschule, die nach vier Klassen mit dem Abitur endete. Hier wie so oft zeigte sich die Widersprüchlichkeit des Systems: Ich, obwohl kein „Arbeiterkind“, durfte auf die Oberschule gehen, mein Bruder zwei Jahre zuvor durfte es nicht, weil er kein „Arbeiterkind“ war.

Dass wir in beiden Schuletappen ziemlich strengen Ansprüchen an das Aufnehmen von Stoff zu genügen hatten, finde ich bis heute gut. Für das, was ich an Allgemeinbildung besitze, über die zu verfügen ich nach wie vor für notwendig halte, ist damals die Basis geschaffen worden. Ich erinnere mich aber auch, dass der Deutschlehrer, als im Deutschunterricht von Lessing die Rede war, hervorhob, der Schriftsteller habe sich als ein „Pferd, das doppeltes Futter brauche“ bezeichnet. Ich weiß, dass ich damals dachte, ein wenig mehr Futter mehr könnten wir auch gebrauchen. Was mir fehlte, wenn ich es auch noch nicht so formuliert hätte, war das Herstellen von Zusammenhängen über ein Fach hinaus. Sicher entsprach diese Beschränkung dem allgemeinen Unterrichtsprinzip der Zeit, nicht nur dem der DDR. Hinzu kam aber, dass viele Gegenstände unter ideologischem Aspekt und daher äußerst einseitig, ja falsch behandelt wurden. So die Auffassung von Geschichte als einer Folge von Klassenkämpfen, die es schon in der Antike gegeben haben sollte. Später, als Studentin, bekam ich von meinem späteren Mann die „Synchronoptische Weltgeschichte“ von Peters gezeigt und war begeistert. Das genau war es, was mir in der Schule gefehlt hatte und was es doch wert war, betrachtet zu werden: nämlich die Tatsache, dass alles mit allem in Zusammenhang gesehen werden muss: Wissenschaft, Technik, Geschichte, Literatur, Musik, Malerei, Ethik usw.

Einigen Lehrern der Oberschule, zum Beispiel dem Geschichtslehrer des ersten Oberschuljahres, verdanke ich viel. Er stellte Zusammenhänge her, führte uns zum folgerichtigen und kritischen Denken und vermittelte methodisches Herangehen. Er wäre sicher mein Lieblingslehrer geworden, wenn er nicht nach dem ersten Jahr an eine Grundschule aufs Dorf versetzt worden wäre, wo er die unteren Klassen, die ganz gewiss nicht sein Fall waren, zu unterrichten hatte. Wir vermuteten eine Strafe für „aufmüpfiges“ politisches Verhalten hinter dem Vorgang. In meine Grundschulzeit fällt der 17. Juni 1953. Ich war Mitglied der Jungen Gemeinde, einer Form der Gemeindegemeinschaft der evangelischen Kirche, und wusste, dass diese zeitweise als illegale Organisation behandelt worden war, woraufhin es in der Zeit vor dem 17. Juni Schulverbot, ja sogar Gefängnis für die Mitgliedschaft gegeben hatte. Nach dem Aufstand vom 17. Juni wurde das gemildert, sodass ich während der Oberschulzeit unbehelligt Mitglied sein konnte. Allerdings wurde uns in der Schule nahegelegt, das aus der Bekennenden Kirche übernommene silberne Abzeichen der Jungen Gemeinde, das Kugelkreuz, nicht zu tragen. Daran haben wir uns nicht gehalten. Die Junge Gemeinde war

eine Möglichkeit, sich nach der Konfirmation mit Gleichgesinnten zu treffen. Ich empfand die Treffen als Ermutigung und auch als ein Bildungsangebot. Dort konnte man andere Dinge lernen als in der Schule, allem voran das offene und kritische Diskutieren religiöser, aber auch nichtreligiöser Themen und das Lesen und Besprechen von in der Schule nicht behandelte Literatur. Dazu gehörten zum Beispiel Heinrich Böll, Wolfgang Borchert und Siegfried Lenz – alles im Lehrplan fehlende Autoren. So wurden Zugänge eröffnet, die sonst verwehrt gewesen wären. Was ist aus dieser Zeit für mein späteres Wissenschaftsgebiet geblieben? Ganz gewiss die Lust am Gespräch und das Interesse an der deutschen Literatur der Nachkriegszeit. Mein bestes Erbe ist aber sicher die Liebe zu den Liedern Paul Gerhardts und die ziemlich genaue Kenntnis der Evangelientexte in der Luther-Fassung, deren Revisionen im 20. und 21. Jahrhundert ich später mit kritischem Interesse unter semiotischem Aspekt verfolgt und mit anderen um Transzendenzherstellung bemühten Texten verglichen habe.⁴ In beiden Fällen ist es die Sprache, die mich berührt hat. Bis heute kann ich mir kein schöneres Sommerlied vorstellen als „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ und bis heute kenne ich keine der zahlreichen Bibelrevisionen der Evangelientexte, die der rhythmischen und bildreichen Sprache der Luther'schen Übersetzung gleichkäme. Alles in allem ist es nur folgerichtig, dass ich mich später intensiv mit den Themen Sprache und Religion, Sprache und Transzendenz, Politik und Religion, Ritualität in Religion und Politik und Textsorten im Bereich der Religion befasst habe, was sich auch in den Themen von Seminaren⁵ und an einem interdisziplinären Kolloquium zu Paul Gerhardt⁶ zeigte.

Die Schulzeit endete 1961 mit dem Abitur. Nun sollte das Leben offen vor uns liegen, so hieß es in der Rede des Direktors auf der Abschiedsfeier. Dem entsprach die Wirklichkeit aber nicht: Am 13. August 1961 standen meine Eltern mit uns Kindern – wir machten Urlaub in Eisenach – auf dem Südturm der Wartburg und schauten in Richtung Hessen. Wir hatten am Morgen im Radio die Meldung vom Bau der Mauer in Berlin gehört und auf den Straßen aufgeregte Gespräche von Passanten mitbekommen. Wir wussten nun, dass wir nicht mehr in den „Westen“ zu unseren Verwandten und Freunden fahren konnten, dass das nahe gelegene Hessen, früher eine Ausflugslandschaft der Eltern, nun endgültig unerreichbar geworden war, und fühlten uns durch den für uns unfassbaren Vorgang sehr bedrückt. Der Blick vom Turm der Wartburg war ein innerer Abschied.

⁴ Fix, Ulla (2017): Religion als Ressource in säkularisierten Gesellschaften. In: Lasch, Alexander/Liebert, Wolf-Andreas (Hg.): *Handbuch Sprache und Religion*. Berlin / Boston, 192–221.

Ulla Fix (2017): „Schwere“ Texte in „Leichter Sprache“ – Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen (?) aus textlinguistischer Sicht. In: Bock, Bettina M./Fix, Ulla/Lange, Daisy (Hg.): *„Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung*. Berlin, 163–188.

Ulla Fix (2015): Sakralisierung und Historisierung der Sprache in Fantasy-Literatur. Semiotisch-stilistische Analyse. In: Pohl, Inge/Schellenberg, Wilhelm (Hg.): *Linguistische Untersuchungen jugendliterarischer Texte im Rahmen einer relationalen Stilistik*. Frankfurt am Main/Bern, 149–167.

⁵ Hauptseminare zu diesem Themenbereich waren: Sprache und Kommunikation in religiösen Kontexten; Textsortenstil, Gruppenstil, Zeitstil, Individualstil; Typik im Bereich der Texte – Zitiert-, Reproduzier- und Mustertextsorten; Der Spruch – Slogans und andere Spruchtextsorten.

⁶ Fix, Ulla (2008) (Hg.): *„In Traurigkeit mein Lachen ... in Einsamkeit mein Sprachgesell“*. Das evangelische Kirchenlied am Beispiel Paul Gerhardts aus interdisziplinärer Perspektive. Beiträge der Paul-Gerhardt-Gesellschaft. Berlin.

Wie alle Abiturienten war ich im Anschluss an die Schulzeit zu zwölf Monaten Arbeit in einer Fabrik verpflichtet. Das hieß für mich, in einer Maschinenfabrik in Saalfeld zu arbeiten, um, wie es hieß, praktische Erfahrungen in der „sozialistischen Produktion“ zu erwerben. Ich hatte es so nicht erwartet, aber ich empfand diese Zeit (soweit ich sie absolviert habe) als sehr nützlich. Ich wusste nun, wie es ist, wenn man – vielleicht sein ganzes Leben lang – im Akkord arbeiten muss, und empfand Respekt vor der Leistung der Frauen, mit denen ich zusammen arbeitete.

Nach einiger Zeit aber teilte mir die Schulleitung mit, sie habe die Bestimmung vernachlässigt, dass man mit der Abiturnote „mit Auszeichnung“ sofort studieren und das Fach wählen könne, das man studieren möchte. Diese freie Wahl war nicht der Normalfall. Ich wurde also mitten im Semester in Jena immatrikuliert, um Anglistik und Germanistik zu studieren. Allerdings habe ich das Studium, was heute unverständlich erscheinen mag, nach kurzer Zeit wieder abgebrochen. Diese Entscheidung fiel mir ganz und gar nicht leicht. Der Grund war, dass ich an der „vormilitärischen Ausbildung“, die auch für Frauen obligatorisch war und zu der Übungen mit Waffen gehörten, nicht teilnehmen wollte. Ich wollte in Erinnerung an meinen Großvater und seine Worte „Nie wieder Krieg“ auf keinen Fall ein Gewehr in die Hand nehmen. Also, glaubte ich, blieb mir keine andere Wahl, als zu gehen und auf ein Studium zu verzichten. Das war 1961.

Ausbildung zur Buchhändlerin 1961–1963, Mauerbau, Lehre, Studienbewerbung

Noch im selben Jahr hatte ich die Möglichkeit, in Arnstadt eine Ausbildung als Buchhändlerin in einer „privaten“ Buchhandlung zu beginnen. Das Interessante in dieser Zeit war für mich, dass die theoretische Fachausbildung in mehrwöchigen Kursen an der traditionsreichen Deutschen Buchhändlerlehranstalt in Leipzig stattfand, die noch etwas von ihrem früheren Anspruch bewahrt hatte. Dort habe ich mich in einer Gruppe von künftigen Buchhändlerinnen wiedergefunden, die alle zwar das Abitur mit gutem Erfolg bestanden hatten, aber aus politischen oder religiösen Gründen nicht zum Studium zugelassen waren. Mit ihnen zusammen zu sein war ungeheuer anregend, weil ich mich in einem Kreis bewegt habe, der im widerständigen Denken geübt war und der auch kulturelle Zugänge hatte, die ich von meiner kleinen Heimatstadt nicht kannte. Mir ist die Leipziger Kultur in der Ausbildungszeit sehr nahegekommen. Ein anderer Grund, diese Zeit interessant zu finden, war, dass ich an der Deutschen Buchhändlerlehranstalt eine hervorragende Lehrerin in deutscher Literatur hatte, die mir die disziplinenübergreifende Sicht auf die Phänomene, die mir in der Schule gefehlt hatte, nun nahebrachte und die sehr hohe Ansprüche stellte. So hatte sie mir für meine Abschlussarbeit im Fach Deutsch die Aufgabe gestellt, einen Überblick über das Faust-Motiv in der Literatur zu geben. Natürlich war das eigentlich eine unlösbare Aufgabe (und sie wird auch nicht mit Vollständigkeit gerechnet haben), aber es war eine Herausforderung, die ich gern annahm. Von Arnstadt war es nicht weit zur berühmten Faust-Sammlung der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. Wie es kam, dass ich zu der damals nicht öffentlichen Sammlung Zutritt erlangte, weiß ich nicht mehr. Aber eines weiß ich: Mit dieser Arbeit hatte

ich Feuer gefangen, sowohl für das Faust-Thema als auch für das Thema Puppenspiel; denn das begegnete mir bei Goethe in diesem Kontext ja sofort.

Studium 1963–1968, Weggang Hans Mayers, Umbau des Studienprogramms, Strukturalismus/Kybernetik, Prager Frühling

Der schon genannten Lehrerin an der Buchhändlerlehranstalt verdanke ich, dass ich doch noch studiert habe. Sie hat mich dazu gedrängt und ich habe mich dann mit halber, später mit ganzer Überzeugung in Leipzig beworben.

Nach einer ziemlich anspruchsvollen Aufnahmeprüfung bekam ich die Zulassung.

Die Eröffnungsfeier für das Studienjahr 1963/64 überraschte mich. Der wegen seiner volkstümlichen Haltung ziemlich beliebte Rektor Georg Mayer, Vertreter der „Volks- und Weltwirtschaftslehre“, gab uns Neuen als Motto mit auf den Weg, man dürfe im Leben, also auch im Studium, nichts hinnehmen, sondern man müsse alles Gesagte kritisch aufnehmen und selbständig überprüfen. Ich hätte mich gern über das Gehörte gefreut, aber ich konnte nicht glauben, dass uns eine solche Haltung möglich sein sollte. Wie begründet meine Bedenken waren, zeigte sich gleich am „Fall Hans Mayer“. Ich komme darauf zurück. Besonders deutlich aber und in seiner Offenheit verblüffend war der diametral entgegengesetzte Satz, den einige Jahre später eine mir vorgesetzte Sprachwissenschaftlerin in ihrer Funktion als Parteisekretärin der SED zu mir als junger Assistentin, die ich weder ihrer noch einer anderen Partei angehörte, sagte: „Frau Fix, Sie haben einen Fehler. Sie denken zu viel. Sie werden hier nie etwas werden“. Wer hatte nun recht: der Rektor oder die Parteisekretärin? Die Wirklichkeit zeigte, dass der Rektor – vielleicht als Resultat einer gutgemeinten Selbsttäuschung – nicht recht hatte, nicht für die Situation an seiner Universität und nicht für die des Staates DDR insgesamt. Allerdings behielt, wie sich später zeigen sollte, auch die Parteisekretärin nicht recht. Darauf komme ich noch zu sprechen.

Zum Fall „Hans Mayer“: Ich hatte mich nicht wieder in Jena, sondern in Leipzig beworben, weil damals für alle Studienanwärter der Germanistik in der DDR der Ruf Leipzigs ziemlich legendär war. Das lag vor allem an Mayer, der von 1948 bis 1963 an der damaligen Karl-Marx-Universität, zuletzt als Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte, lehrte. Die bis heute anhaltende Bewunderung damaliger Studenten für ihn ist für Literaturwissenschaftler aus den alten Bundesländern, die kultur- und literaturhistorisch bzw. literaturtheoretisch einen anderen Rahmen haben und Mayer sicher mit Recht auch kritisch betrachten, offensichtlich nicht leicht verständlich.⁷ Daher dazu noch ein Wort: Was von prägender Bedeutung war, was Studenten aller Fakultäten in seine stets überfüllten Vorlesungen zog, war die Tatsache, die sich schnell herumgesprochen hatte, dass Mayer ein sonst fest geschlossenes Tor zur Welt öffnete. Man wusste, dass er in den Hörsaal 40 neben den in der DDR lebenden Größen wie Bertolt Brecht, Anna Seghers, Johannes R. Becher Schriftsteller aus

⁷ Stockinger, Ludwig (2019): Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit. Ein Leipziger Erfahrungsbericht. Berlin, 46–79.

der Bundesrepublik einlud, die man sonst wahrscheinlich nie gesehen und gehört hätte. Dazu gehörten Ingeborg Bachmann, Hans Magnus Enzensberger, Walter Jens, Fritz Martini, Leonhard Frank, Wilhelm Emrich (er sprach über den in der DDR verfeimten Franz Kafka) und Günter Grass. Mayers Zuhörer ließen sich gern durch dieses geöffnete Tor die Welt vor Augen führen. Sie wussten auch: Mayer zeigte Zusammenhänge zwischen Musik und Malerei, Literatur und Philosophie. Er vermittelte das, was ich in der Schule vermisst hatte, nämlich den Blick auf die großen Zusammenhänge. Die wollte ich kennenlernen.⁸ Ich betrat also im Oktober 1963 nach dem obligatorischen Ernteeinsatz (Kartoffellesen in der Uckermark) mit großen Erwartungen den Hörsaal 40, den einzigen noch erhaltenen großen Hörsaal im kriegsgeschädigten Universitätsgebäude. Das erste, was ich dort erfuhr, war, dass Hans Mayer in diesem Sommer in der Bundesrepublik geblieben war. Die Kampagnen und Konfrontationen der Dogmatiker, unter ihnen einige seiner Schüler, hatten Oberhand gewonnen.⁹ Die legendären Veranstaltungen im Hörsaal 40 fielen weg, das Tor zur Welt blieb, von Ausnahmen abgesehen, geschlossen.

Ich fand in den fünf Jahren, die ich studiert habe, vor allem in der Sprachwissenschaft gute Lehrer, wofür ich dankbar bin. Dazu gehören vor allem Wolfgang Fleischer, Rudolf Große, Gotthard Lerchner, Gerhard Helbig und Wolfgang Heinemann. Mit der weltoffenen Sicht in der Literaturwissenschaft war es allerdings vorbei.

Wie damals üblich, habe ich an einem einzigen Studienort und in einem festen Studiengruppenverband studiert. Man wurde in eine Gruppe eingeordnet und blieb in dieser Gruppe bis zum Ende des Studiums. Das hatte Vor- und Nachteile. Man kannte sich sehr gut, wusste also auch, wem man vertrauen und mit wem man Freundschaften schließen konnte, was bei der ständigen Überwachung, mit der man rechnen musste, von besonderer Bedeutung war.

Ich habe ein Lehramtsstudium aufgenommen, weil dies damals die einzige Möglichkeit war, die Fächer Deutsch und Englisch zu studieren. Dass ich tatsächlich einmal als Lehrerin arbeiten würde, konnte ich mir aus politischen Gründen aber eigentlich nicht vorstellen. Ich hoffte darauf, dass sich eine andere Lösung finden würde. Gegen Ende des Studiums ergab sich dann für einige Studenten der Gruppe die Möglichkeit, als besondere Förderung ein Jahr länger zu studieren und ein Diplom zu erwerben, was in etwa dem heutigen Magisterabschluss entspricht. Diese Möglichkeit habe ich wahrgenommen. Gleichzeitig habe ich aber auch den Lehramtsabschluss absolviert, weil ich die vier Jahre Mühe, die schon in spezifisch didaktische Lehrveranstaltungen und Unterrichtspraktika investiert waren, nicht aufgeben wollte, sodass ich beide Abschlüsse, Lehramt und Diplom, vorweisen kann, was ich im Nachhinein sehr gut und wichtig fand. Das hat mir auch für den Hochschulunterricht und für meine Arbeit als Lektorin in Bagdad und Helsinki viel geholfen.

Etwa um die Zeit meines Studienbeginns wurde das gesamte Fach Germanistische Sprachwissenschaft von der reinen Sprachgeschichte auf die vorrangige Betrachtung von Gegenwartssprache umgestellt, ohne dass dabei die Sprachgeschichte, die in Leipzig eine große Tradition

⁸ Ein ehemaliger Schüler, der Rilke-Spezialist Horst Nalewski, berichtet aus seiner Studienzeit: https://www.leipzig-lese.de/index.index.php?article_id=187 (Zugriff 29.2.2020).

⁹ Alfred Klein (1997): *Unästhetische Feldzüge. Der siebenjährige Krieg gegen Hans Mayer 1956–1963*. Leipzig.

hatte, vernachlässigt worden wäre. Den Hochschullehrern, die das Studium damals ziemlich rigoros umstellen mussten, wird das nicht leicht gefallen sein. Im Nachhinein finde ich, dass ihnen die Umstellung sehr gut gelungen ist. Alles relevante Neue wurde aufgenommen, ohne dass die Sprachgeschichte an Bedeutung verloren hätte. Betrachtet man die damaligen Lehrprogramme und vergleicht sie mit den heutigen, so wird deutlich, dass es im Unterschied zu heute eine umfassende Ausbildung in der germanistischen wie anglistischen Sprachwissenschaft gegeben hat, die den Studierenden das nötige Instrumentarium vermittelte, um sich mit allen sprachlichen Problemen, seien es grammatische, semantische, lexikalische, textliche oder pragmatische fundiert auseinanderzusetzen. Zum obligatorischen Programm gehörten in der Germanistik: Morphologie, Syntax, Lexikologie, Wortbildung, Phraseologie, funktionale, das heißt textbezogene Stilistik, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch, Dialektologie. Fakultative Angebote waren Gotisch und Namenskunde.

Der interessanteste Abschnitt meines Studiums war die Zeit, als Kybernetik und Strukturalismus zum bestimmenden Prinzip und Gegenstand wissenschaftlichen Arbeitens wurden – sowohl in der Literatur- als auch in der Sprachwissenschaft. Das wirkte sich auf die Lehre und auch auf die Forschung aus. So haben wir uns die englische Grammatik (die wir in ihrer traditionellen Form ja schon aus der Schule kannten) bei dem Anglisten Gottfried Graustein als Transformationsgrammatik angeeignet, wir haben bei dem Anglisten Albrecht Neubert wie bei dem Germanisten Wolfgang Fleischer Vorlesungen zur generativen Semantik gehört. Gerhard Helbig las eine Vorlesung zum Strukturalismus und zur Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Die ersten Bände der Schriftenreihe der Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik „*Studia Grammatica*“ lagen vor. Bierwisch und Motsch, Bar-Hillel, Chomsky, Halle, Harris, Hjelmslev, Hockett und Katz/Fodor waren mir zum Begriff geworden. Das Denken in Strukturen gefiel mir sehr. In der Strenge des Vorgehens, in seiner Mathematisierung stellte diese Art von wissenschaftlicher Arbeit eine völlig neue Anforderung dar. Für mich kam, wie gesagt, hinzu, dass ich mich in dieser Zeit, angeregt durch die Lektüre des „*Doktor Faustus*“ von Thomas Mann, mit den Prinzipien der Zwölftonmusik Schönbergs befasst hatte. Die Verbindungen von Mathematik und Musik und Mathematik und Sprache passten für mich gut zusammen.

Einer meiner späteren Schwerpunkte sollte eine moderne, pragmatische Stilistik und später auch die Text- und Textsortenlinguistik werden. Ausgangspunkt war die Funktionalstilistik, wie sie von Wolfgang Fleischer gelehrt wurde. Sie ist nicht zu vergleichen mit dem, was bis heute noch von vielen als Stilistik verstanden wird, also nicht die auf Einfühlung beruhende, hermeneutische Analyse literarischer Texte, vielmehr eine kommunikations- und handlungsbezogene Betrachtung der Textoberflächen. Die österreichisch-sowjetische Sprachwissenschaftlerin Elise Riesel, deren vom Prager Funktionalismus beeinflusste Funktionalstilistik in dieser Zeit in Arbeit war, hat den Stilbegriff, wie ich ihn im Studium kennengelernt habe, in dieser Weise als die von außersprachlichen Belangen gesteuerte Sprachverwendung in allen Textarten geprägt. Damit hat sie eine Spielart pragmatischer Stilistik entwickelt, die dem Zusammenhang von Funktion und Form eines Textes gerecht wird – eine gute Ausgangssituation auch für die Textlinguistik. Dass die alte Schule angesichts neuer sprachwissenschaftlicher Entwicklungen einer Ablösung bedurfte, zeigt sich wohl auch daran, dass etwa im gleichen Zeitraum die sprechakttheoretisch angelegte pragmatische Stilauffassung von Barbara Sandig

entwickelt wurde. Ich fand es höchst anregend, dass sie sich in einem handlungsorientierten, später auch semiotischen Ansatz mit der Form von Texten befasste und dabei zu völlig neuen Erkenntnissen über das gelangte, was Stil eigentlich ausmacht und was er leistet.

Der sich in den 1980er Jahren vollziehende Übergang zur Pragmalinguistik als Lehrgegenstand – in der DDR „Sprachliche Kommunikation“ genannt – hat dann die Bemühungen um eine moderne Stilistik einbezogen. Dieser Übergang verlief unproblematisch. Das Handwerkszeug (Grundwissen in allen linguistischen Gebieten) stand zur Verfügung und das Denken in Textzusammenhängen war geübt (pragmatisch-funktionale Stilistik). Durch den Sprachhistoriker Rudolf Große waren bereits die Grundlagen einer Soziolinguistik gelegt.

Das Germanistikstudium bestand zu gleichen Teilen aus Sprach- und Literaturwissenschaft. Ohne genauer darauf eingehen zu können, sei festgestellt, dass alle Studenten auch in der Literaturwissenschaft ein relativ umfassendes Programm, das Wissen über alle Literaturepochen umfasste, zu absolvieren hatten. In der letzten Phase des Studiums setzte dann eine Spezialisierung für das eine oder andere Teilfach ein. Meine Interessen waren relativ gleichmäßig auf beide Teildisziplinen verteilt. Es ist mir immer darum gegangen zu zeigen, welche Verbindungen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit es zwischen den beiden Teildisziplinen gibt. Dass ich meinen Schwerpunkt in der letzten Studienphase auf die Sprachwissenschaft gelegt habe, lag daran, dass ich damals noch meinte, es sei der Teil des Germanistikstudiums, in dem man unpolitisch bleiben könne. Ich hatte mich getäuscht, wie sich im Zusammenhang mit meiner Dissertation, zu der ich später kommen werde, zeigen sollte.

Im Studium war mir Thomas Manns Roman „Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde“ besonders wichtig. Nicht nur, dass mir über die Lektüre und eine musikwissenschaftlich gebildete Freundin die Zwölftonmusik klar wurde, die ich wiederum in der Nähe zum Strukturalismus sah, nicht nur, dass ich Thomas Manns Art zu schreiben zu verstehen begann und mir sein Lebensthema des Menschen als Außenseiter bzw. als Erwählter verständlich wurde – mir begegneten auch wieder die Puppen. Thomas Mann lässt im Roman seinen Helden Adrian Leverkühn nach dem Stoff des Gregorius von Hartmann von Aue eine Puppenoper komponieren und sagt dazu in dem Essay „Die Entstehung des Dr. Faustus“, dass er seinem Protagonisten den Stoff am liebsten weggenommen und selbst etwas daraus gemacht hätte. Das tat er dann auch, indem er aus der Gregoriusgeschichte des Hartmann von Aue ein „Legendenromänchen“ machte – „Der Erwählte“, in dem es teils so holzschnittartig zugeht wie im Kaspertheater. Für die Thomas-Mann-Ausgabe des Aufbau-Verlags habe ich zwischen 1972 und 1973 einen ausführlichen Kommentar zum „Erwählten“ geschrieben, in dem ich mich auch mit den Sprachbesonderheiten des Buches befasste. Thomas Mann entwickelt dort eine eigene Sprache aus Hochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Mittellateinisch, Altfranzösisch und einem erfundenen englischen Platt und entwirft eine – leider kaum beachtete – aus den Erfahrungen des Exils gespeiste Sprachutopie. Der Kommentar zum Erwählten stand am Anfang meiner Beschäftigung mit literarischen Texten, die eine Brücke zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft schlagen sollte.¹⁰ Den Abschluss meines Studiums bildete in der

¹⁰ In dem Band „Sprache in der Literatur und im Alltag“, Berlin 2013, finden sich die meisten meiner Aufsätze, die diese Brücke schlagen.

Literaturwissenschaft folgerichtig die mündliche Prüfung zum selbstgewählten Thema „Das Marionettenmotiv in der Literatur“.

Deutsche Bücherei – Hort der Freiheit des Geistes und „Giftschrank“

Die Leipziger Wissenschaftler und Studenten hatten den unschätzbaren Vorteil, dass es in Leipzig die Deutsche Bücherei (heute: Deutsche Nationalbibliothek, Standort Leipzig) gab. Diese bedeutende Bücherei war 1912 in Leipzig, der Stadt der Verlage, Buchhändler und Druckereien, als Archiv des gesamten deutschen Schrifttums gegründet worden und hatte nach der Vorstellung ihrer Gründer die Aufgabe, alle deutschen Publikationen zu sammeln. So kam es, dass auch nach der Teilung Deutschlands die Verlage Westdeutschlands aus eigenem Entschluss nahezu geschlossen je zwei Exemplare ihrer Produktionen kostenlos an die Deutsche Bücherei abgaben. Auf diese Weise behielt der Satz „Freie Statt für freies Wort, freier Forschung sicherer Port, reiner Wahrheit Schutz und Hort“, der über dem Eingangstor der Deutschen Bücherei zu lesen war, etwas von seiner Gültigkeit. Ich kann aber auch nicht vergessen, wie es war, wenn man in den „Giftschrank“ greifen musste, das heißt, sich auf steilen Treppen in ein Türmchen der Bibliothek, in den Lesesaal für selektierte Bücher zu begeben hatte. Das war schon räumlich beklemmend. Wenn man in den speziell bewachten Raum eintrat, wusste man, dass man beobachtet wurde. Hatte man eine Zeitschrift vor sich liegen, wurde darauf geachtet, dass man wirklich nur die gestatteten Seiten las. Dennoch war die Deutsche Bücherei für mich wie für viele andere der ideale Arbeitsort, an dem man die geistigen Beschränkungen, denen man ausgesetzt war, vorübergehend vergessen konnte.

Ende des Studiums – Prüfungen, Sprengung der Universitätskirche, Prager Frühling

Mein Studium begann 1963, also mit dem Weggang Mayers, und endete 1968 mit der Sprengung der Universitätskirche und mit dem Prager Frühling. 1968 war für meinen Mann und mich ein einschneidendes Jahr, das die prekäre Situation der DDR und des Ostblocks sehr deutlich gemacht hat. Die Ereignisse der Sprengung der Leipziger Universitätskirche und des Prager Frühlings haben wir als Symbol gesehen für zunehmende Ideologisierung und Indoktrinierung. Die Sprengung der Kirche war ein ungeheuerliches Ereignis, das wir damals nicht fassen konnten und das für mich bis heute nicht aufgearbeitet ist. Es gab keine bautechnische Notwendigkeit, die historisch wertvolle Kirche, die den Krieg fast unbeschadet überstanden hatte, die von Luther als Universitätskirche geweiht worden war und in der Bach Orgel gespielt hatte, zu sprengen. Es sollte das Symbol einer anderen Geisteshaltung in Schutt und Asche gelegt werden, zusammen mit der alten Universität, in der ich noch studiert habe und die durchaus hätte wiederhergestellt werden können. Aber auch sie repräsentierte eine andere, unliebsame Zeit und Geisteshaltung. Wir haben an den Abenden vor der Sprengung mit vielen anderen in schweigendem Protest auf dem Platz vor der Kirche, dem Karl-Marx-Platz, gestanden. Mehr war uns nicht möglich. Nach 1989 haben wir auf einem Veranstaltungsflyer der Stasi-Unterlagenbehörde

in Leipzig ein Foto meines Mannes auf dem Karl-Marx-Platz entdeckt. Er war damals als stummer Protestierender von Stasi-Mitarbeitern fotografiert worden.¹¹

Den Prager Frühling haben wir – auch schon im Vorfeld – mit großem Interesse und hohen Erwartungen verfolgt. Wir waren in Prag, haben alles uns Zugängliche gelesen und Radio Prag gehört. Wie viele andere haben wir uns von dort etwas erhofft. Als das nicht eintraf, sondern der Prager Frühling als „konterrevolutionäre Verschwörung“ unterdrückt wurde, glaubten wir, dass diejenigen, die bis jetzt nichts begriffen hatten, nun wirklich einsehen müssten, dass das DDR-System keine Perspektive hat. Natürlich war das Wunschdenken.¹²

1968 begannen die Werbungen für den Eintritt in die SED. Mir war klar, dass ich einer solchen Werbung nicht nachgeben würde. Ich habe, genauso wie mein Mann, erlebt, dass wir in unseren Abschlussprüfungen von unseren jeweiligen Prüfern mit Karriereversprechungen für die Partei geworben wurden. Dass man unter solchen Umständen, wenn man sich selbst treu bleiben will, nicht in die SED eintreten konnte, ist klar.

Assistentenjahre, Dissertation, Geburt der Söhne

Nach dem Studium wurde mir zunächst eine Stelle in der Anglistik angeboten mit dem Hinweis, dafür in „die Partei“ eintreten zu müssen. Das hatte ich abgelehnt und mich schon darauf eingestellt, eine andere berufliche Lösung zu suchen, als ich schließlich doch eine befristete Stelle in der Germanistik bekam. In dieser Zeit habe ich meine Dissertation geschrieben. Die Arbeit zum Thema „Zum Verhältnis von Syntax und Semantik im Wortgruppenlexem“¹³ ist in wissenschaftshistorischer Hinsicht interessant. Ich habe bei der Bearbeitung des idiomatischen Materials strukturalistische Methoden angewendet. Wir befanden uns damals in der Phase, als im Kontext der „Kybernetikalisierung“ auch der Strukturalismus groß geschrieben wurde. Dessen Methoden haben mich sehr interessiert. Sie waren in einer durchideologisierten Umwelt verführerisch, weil Strukturen, Relationen, Beziehungen der Gegenstand sind und Ideologie keinen Platz findet. So dachte ich jedenfalls damals. Die Zustimmung meines Doktorvaters bekam ich verständlicherweise uneingeschränkt; denn dieses Vorgehen ordnete sich damals noch in eine gewünschte Kampagne ein. Während der dreijährigen Arbeitsphase fand aber die sogenannte Strukturalismusdebatte statt, das heißt eine ideologisch begründete, äußerst kritische Auseinandersetzung von Vertretern der SED mit dem Strukturalismus als westlicher Ideologie und westlicher Methode.¹⁴ Alles, was mit großer Geste begonnen worden war, wurde zurückgenommen. Wer strukturalistisch gearbeitet hatte, geriet unter

¹¹ Fix, Ulla (2003): Die Sprengung der Leipziger Universitätskirche 1968. Die Sprache der Texte und die Sprache der Bilder – eine kultursemiotische Studie. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Jg. XXXV, H. 2, 75–100.

¹² Fix, Ulla (2012): Die Konstruktion eines „Zustimmungsdiskurses“. Mediale Kommentierung der Ereignisse in der Tschechoslowakei 1968 im „sozialistischen Lager“. In: Heidrun Kämper/Jörg Kilian (Hg.): *Wort – Begriff – Diskurs. Deutscher Wortschatz und europäische Semantik*. Bremen, 105–121.

¹³ Die Dissertation findet sich in „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“, 1974, Bd. 95, 214–318; 1976, Bd. 97, 7–78.

¹⁴ Meine Dissertation war zu dieser Zeit nahezu abgeschlossen.

Verdacht.¹⁵ Wolfgang Motsch schrieb – sicher nicht aus eigenem Entschluss – eine Arbeit zur „Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus“, in der er – zunächst Vertreter dieser Richtung – Kritik daran übte, dass strukturalistisches Vorgehen die Sprache nicht „in ihrem Verhältnis zum gesellschaftlichen Sein der Menschen“¹⁶ betrachte, was unbedingt nötig sei. Genau das war mein Grund gewesen, mich dem Strukturalismus zuzuwenden. Die Beziehung zum gesellschaftlichen Sein hätte damals zweifellos Ideologisierung bedeutet.

Meine Lehrtätigkeit begann im Herbst 1968 in der sogenannten „Roten Woche“, einer ideologischen Vorbereitungswoche für alle Studenten. Ich als Anfängerin in der Sprachwissenschaft sollte in dieser Woche in meiner allerersten Lehrveranstaltung ein politisches Seminar halten zum Thema „Prager Konterrevolution und Konvergenztheorie“. Der Prager Frühling war ja verbunden mit der Vorstellung, dass die Systeme in bestimmten Bereichen konvergieren könnten, dass man andere Formen für das sozialistische System finden könnte. Es war nun gewünscht, dass ich in diesem Seminar eine Verurteilung dieser Idee des Prager Frühlings vornehme. Ich wusste, dass mein Doktorvater und zwei Vertreter der Sektion für Marxismus-Leninismus anwesend sein und mich kontrollieren würden. Meine Lösung war, ein theoretisches Seminar zur Konvergenz als philosophisches Problem zu halten, ohne den Bezug zu Prag herzustellen. Vermutlich war das für die Studenten eher langweilig, ich musste auf diese Weise aber nichts gegen meine Überzeugung tun. Der Kommentar der Aufsichtspersonen lautete: „Es war ja nicht so schlecht, was Sie da gemacht haben, aber Sie hätten eigentlich etwas zur aktuellen politischen Situation sagen sollen“. Damit hatte meine Lehrtätigkeit begonnen. Von diesem Seminar abgesehen, habe ich sehr viel Freude an der universitären Lehre gehabt. Damals lag mein Schwerpunkt auf der Stilistik im oben beschriebenen pragmatischen Verständnis, aber auch Syntax, Lexikologie und Einführungsseminare gehörten zu meinen Lehrgebieten.

In diesen Jahren bildete sich eine enge Gemeinschaft unter uns Sprachwissenschaftlerinnen der jüngeren Generation heraus. Es ist aus meiner Sicht ein äußerst seltener Fall, dass eine Gruppe von Menschen desselben Arbeitsbereichs derart kollegial, freundlich, fürsorglich, sich fachlich anregend miteinander arbeiten und füreinander da sein kann. Die Beziehungen zwischen Irmhild Barz, Hannelore Poethe, Marianne Schröder, Brigitte Uhlig, Ingrid Wiese, Gabriele Yos und (später dazugekommen) Karin Hämmer und Anja Seiffert dauern bis heute an. Dafür bin ich sehr dankbar.

1972 war meine Stelle ausgelaufen. Ich war im Mutterurlaub – 1972 war unser erster Sohn geboren worden – hatte aber das Versprechen, dass ich 1973 eine andere Stelle bekommen würde. Im Verlauf dieses Jahres wurde mir jedoch mitgeteilt, dass ich die zugesicherte Stelle nicht bekommen könne. Begründung: „Sie haben ja strukturalistisch gearbeitet.“ So war ich also in die Mühlen der Wissenschaftspolitik geraten und fürs Erste arbeitslos. Nachdem ich mich an anderen Stellen vergeblich bemüht hatte, Arbeit zu bekommen, erhielt ich doch noch eine Stelle am Institut. In diese Zeit fiel der schon zitierte Satz: „Frau Fix, Sie haben einen

¹⁵ Eine Ausnahme bildeten die Arbeitsstelle „Strukturelle Grammatik“ an der Akademie der Wissenschaften und in begrenztem Rahmen an der Karl-Marx-Universität Arbeiten in der Slawistik. Dort war es das Verdienst von Rudolf Růžička.

¹⁶ Motsch, Wolfgang (1974): *Zur Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus*. Berlin, 9.

Fehler. Sie denken zu viel. Sie werden hier nie etwas werden“. Im Anschluss an die Dissertation hatte ich mich zwar mit Überlegungen zum Habilitationsthema beschäftigt, nachdem mir aber gesagt worden war: „Für Sie kommt das nicht in Frage“, habe ich das Vorhaben liegen lassen. Es gab andere Aufgaben. Unser zweiter Sohn wurde 1976 geboren und 1979 reiste unsere Familie nach Bagdad, wo ich als Deutschlektorin an der Universität arbeitete.

Nach 1989, als ich Foucaults „Überwachen und Strafen“ gelesen habe, wusste ich, wie man die Situation in der DDR beschreiben kann. Man war im Foucault'schen Sinne permanent institutionell überwacht und wurde bestraft, wenn man den Regeln nicht folgte. Ich kann mich sehr genau an den Tag Ende des Jahres 1989 erinnern, als ich mich auf dem Weg in das Universitätshochhaus beobachtete und fragte: „Du gehst ganz anders in das Hochhaus. Was ist denn? Du hast ja keine Angst mehr“. Die „Bestrafung“ in meinem Fall sah so aus, dass für mich eine Habilitation nicht in Frage kam. Es hieß: „Sie stehen nicht im Kaderentwicklungsplan“. Ich habe diesen Plan nach der Wende in den Institutsakten gefunden. Für alle Mitglieder des Instituts, die nach ihrem Ausbildungsstand in der Lage gewesen wären, sich zu habilitieren, war festgelegt, ob sie das tun dürfen oder nicht. Das hing nicht primär mit ihren fachlichen Fähigkeiten zusammen, denn das hätte sich ja von selbst geregelt, sondern mit ihrer „Einstellung“ zum Staat und seiner Ideologie. Wie ich in den Unterlagen gesehen habe, existierte für jede Person am Institut eine Übersicht über ihre persönlichen Daten, wie sie auch in jedem Personalbogen stehen. Hinzu kam aber, dass auch die Parteizugehörigkeit vermerkt war. Auch, ob man zur Kirche gehört oder nicht und in welchem Maße man die Zugehörigkeit realisiert. Weiter war zu lesen, ob man Verwandte und Freunde in der „BRD“ hat und wie der Kontakt mit diesen Personen aussieht etc. Am Schluss stand bei Person X: „Habilitation im Jahr Y, Professur im Jahr Z“ und bei einer anderen Person stand dann: „Nicht im Kaderplan“. Ich habe mir später gesagt, dass man mir natürlich die Aufnahme in den Kaderplan verweigern kann, nicht aber die Habilitation. Ich nutzte die jedem aus dem Ausland Zurückkehrenden vertraglich zugesicherte Zeit für eine Weiterbildung und habe mich 1988 – durch diese Umstände relativ spät – habilitiert. Die doch noch zustande gekommene Habilitation kann ich im Nachhinein nur als Glücksfall betrachten. Wenn ich den Vorstellungen der „Partei“ gefolgt wäre, hätte ich nach 1989 keine Stelle gehabt. Das am Anfang scheinbar sinnlose Unternehmen der Habilitation (es sollte ja keine Stelle für mich geben) hat sich im Nachhinein als sehr sinnvoll erwiesen.

Lehraufenthalte in Bagdad und Helsinki – Kriegs- und Demokratieerlebnis

Nachdem wir die Examen abgelegt hatten, haben mein Mann und ich uns auf eine entsprechende Frage hin bereit erklärt, im Auftrag des „Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen“ an eine Universität im Ausland zu gehen. Wir sahen das als eine Möglichkeit, unsere Welt einmal von außen zu sehen. Auf unseren Antrag bekamen wir keine Antwort und so schlussfolgerten wir, dass wir „nicht in Frage kämen“. Viel später, im Zuge der Anerkennung der DDR, gab es einen großen Bedarf an Deutschlektoren, die an Universitäten der Länder, die die DDR mittlerweile diplomatisch anerkannt hatten, arbeiten sollten. Jetzt war die Auswahl

großzügiger. Auch jemand, der nicht in der Partei war, wurde nun, wenn der Bedarf groß genug war, ins Ausland geschickt. Allerdings kam, soweit ich das überblicke, kein „westliches“ Land, sondern nur das „sozialistische Ausland“ in Frage oder wie in unserem Fall der Irak. Die unkommentierte Information, die wir bekamen, lautete: „Wir haben Sie jetzt auf der Liste“. So sind wir mit unseren beiden Kindern im Herbst 1979 nach Bagdad geflogen, wo ich an der Universität als Lektorin gearbeitet und viel über die Spezifik der Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache gelernt habe. Dieser Aufenthalt ist allerdings nach einem reichlichen Jahr beendet worden, weil 1980 der erste Irak-Iran-Krieg ausbrach und die DDR-Vertretung in Bagdad alle Familien evakuierte. Wir waren froh, den Luftkämpfen über Bagdad zu entkommen.

Wir sollten so bald wie möglich – allerdings ohne Kinder – wieder zurückkehren, haben uns aber geweigert, die Kinder in ein Diplomaten-Internat zu geben. So standen wir als verfügbar auf der Vertragsliste des Ministeriums. In dieser Zeit musste eine durch „Republikflucht“ freigewordene Stelle an der Universität Helsinki (der Lektor hatte sich nach Schweden abgesetzt) schnell besetzt werden. In dieser „Notlage“ bin ich nun doch für ein nichtsozialistisches Land in Frage gekommen. Wir haben als Familie zwei Jahre in Helsinki gelebt und gearbeitet. Nicht länger, weil die Kinder nur die Botschaftsschule der DDR (keine finnische und auch nicht die deutsche und sowjetische Schule in Helsinki) besuchen durften und es die Klassenstufe, die unser ältester Sohn zuletzt hätte besuchen müssen, dort nicht mehr gab.

Die Arbeit im Ausland – den Wechsel der DDR-beengten Perspektive zu einer „von außen“ – fanden wir ungeheuer bereichernd. Vor allem die Jahre in Finnland haben wir als ein großes Glück empfunden, weil wir dort neben vielem anderen gelernt haben, wie man Demokratie wirklich leben kann, dass man für Demokratie selbst mitverantwortlich ist und wie ein für alle gut verträgliches soziales System ohne Sozialismus funktionieren kann. Es war ein prägendes Erlebnis, in der Praxis erleben zu können, dass Menschen selbständig denken dürfen und dass es dennoch oder eben gerade deshalb funktioniert. Dass mein von der SED-Funktionärin kritisierter Hang, die Dinge selbst durchdenken zu wollen, der gewünschte Normalfall sein kann. Diese Erfahrung und auch die reiche fachliche Anregung, die ich von Helsinki, wo es ja, beginnend mit Emil Öhmann, eine traditionsreiche Sprachwissenschaft¹⁷ gab, waren der Grund, dass ich mich nach meiner Rückkehr entschlossen habe, nun doch eine Habilitation anzustreben und eigene Publikationen ohne die eigentlich üblichen Genehmigungen „von oben“ vorzulegen.¹⁸

In die Helsinkier Zeit fielen die politischen Ereignisse in Polen. Erschrocken waren wir über die Verhängung des Kriegsrechtes in Polen von 1981–1983. Wir betrachteten das selbstverständlich als eine Maßnahme des Jaruzelski-Regimes gegen die Demokratiebewegung der Gewerkschaft *Solidarność* und waren sehr besorgt, was uns nach unserer Rückkehr auch in der DDR erwarten würde. Die Ereignisse der Jahre 1989/90 sahen wir allerdings nicht voraus.

¹⁷ Ich hatte u. a. Kaj B. Lindgren (historische und kontrastive Linguistik, Syntax), Marjatta Wis (Mediävistik, Sprachgeschichte), Kalevi Tarvainen (Dependenzgrammatik), Markku Moilanen (Pragmalinguistik, Semantik, Textlinguistik), Matti Luukkainen (historische Linguistik, Grammatik) und Irma Hyvärinen (Grammatik, Lexik, Textlinguistik, Idiomatik) mit ihren Arbeiten kennen gelernt und erlebte den Start der Textlinguistik mit, der sich in Kontakt zu Dieter Viehweger vollzog.

¹⁸ Dazu gehören: Fix, Ulla/Horst Nalewski (1989): *Sprichwenndukannst. Schriftsteller über Sprache. Anthologie*. Hg. und mit zwei Nachworten versehen. Leipzig. Fix, Ulla (1990) (Hg.): *Beiträge zur Stiltheorie*. Leipzig.

Habilitationsarbeit – nun doch, aber unvollständig

Von 1984 bis 1987 arbeitete ich an der Universität Halle in der Forschungsgruppe von Gotthard Lerchner, dem ich viele Anregungen zu verdanken habe, an meiner Habilitationsschrift zum Thema „*kommunikativ adäquat* – *stilistisch adäquat*“. Zu *Problemen, Kategorien und Kriterien der Redebewertung*“. Es ging mir um die Klärung der Kategorie ‚Bewertung‘ sprachlicher Leistungen im philosophisch-sprachlich-kommunikativen Bereich und um Bewertungsprobleme praktischer Art (Schule, Redaktionen, Lektorate). Befragungen, die ich zu diesem Zweck in den genannten Institutionen hätte durchführen müssen, bedurften in der DDR immer einer offiziellen Erlaubnis. Diese erhielt ich aber nicht. So entstand eine rein theoretische Arbeit, die ich 1988 mit Erfolg verteidigte. Um sie zu veröffentlichen, hätte ich, so meinte ich damals, die geplanten Befragungen nach 1989 nachholen müssen. Dazu fehlte mir in der Phase der Erneuerung der Universität, an der ich in verschiedenen Kommissionen beteiligt war, aber die Zeit. So blieb die Arbeit unveröffentlicht. Nur Teile daraus wurden später als Aufsätze publiziert.¹⁹ Die Hauptkategorien ‚adäquat‘/‚angemessen‘ und ‚ästhetisch‘ sind aber zu Schlüsselbegriffen für viele meiner folgenden Arbeiten geworden.

Neben der Vervollständigung der Habilitationsarbeit fielen auch andere Projekte den Nachwendebelastungen zum Opfer, so ein großes, durch Exposés gestütztes und schon verlagsgebundenes Wörterbuchprojekt, das verschiedene kleine Wörterbücher des Deutschen, jeweils von einem anderen nichtalphabetischen Ansatz ausgehend, vereinen sollte.²⁰

Der Herbst 1989. Aus Stagnation wird Erneuerung – Gastprofessur, Kommissionsarbeit, neue Formen der universitären Kommunikation

Den Herbst 1989 haben wir, mein Mann und ich, als Befreiung erlebt – wohl mit Angst, als die Stadt am 9. Oktober voller Polizei und Militär war, und mit Sorge angesichts all der Gerüchte, die man von bereitstehenden Krankenhäusern und Lagern gehört hatte, aber vor allem mit der Hoffnung, dass es endlich eine Änderung geben würde. Es war deutlich für uns, dass die Situation kulminierte. Dass es so wie geschehen abläuft, haben wir nicht zu hoffen gewagt.

Am 9. Oktober waren alle Hochschullehrer aufgefordert worden, in den Vorlesungen vor der Teilnahme an den Montagsdemonstrationen zu warnen, das heißt den Studenten zu sagen: „Geht da nicht hin. Es kann geschossen werden.“ Ich bin dem nicht gefolgt, sondern habe bewusst die Kirchen, vor deren Besuch ich warnen sollte und deren Veranstaltungen ja nirgends öffentlich bekannt gemacht werden konnten, gleichsam als Einladung einzeln

¹⁹ Fix, Ulla (1990): Redebewertung – Stilbewertung. Zu theoretischen Fragen der Bewertung sprachlicher Äußerungen. In: Fix, Ulla (Hg.): *Beiträge zur Stiltheorie*. Leipzig, 73–104.

Fix, Ulla (1990): Die Sprachgestalt von Sachtexten. Ein vernachlässigtes Element der Rezeptionsförderung. Protokollband der iba-Konferenz „Leser und Lesen in Gegenwart und Zukunft“. Leipzig, 301–309.

²⁰ Integratives Minimalwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache „Sprachschatz – Der *reichtum* der Sprache im Wörterbuch“ mit Wörterbüchern zu Wortfamilien, Sachgruppen, Wortfeldern, Kommunikativen Formeln, Wortgeschichten etc.

genannt und vermittelt: „Macht euch klar, was euch passieren kann, wenn ihr hingehet, und seid darauf vorbereitet.“ Zwischen den Zeilen hieß das: „aber geht dorthin“.

Auf den Montagsdemonstrationen hat unser älterer Sohn die dort getragenen, gesprochenen und gesungenen Sprüche notiert. Es kam eine relativ vollständige Dokumentation der Demo-Sprüche zusammen, zu denen ich dann später auch Arbeiten geschrieben habe.²¹ Der Sprung von den vom ZK der SED vorgegebenen Losungen, die im „Neuen Deutschland“ veröffentlicht wurden, zu den selbst gefundenen kreativen, sprachspielerischen, witzigen Äußerungen des Individuums, das nun endlich zur Sprache kommen konnte, hat mich sehr interessiert. Danach habe ich viele typische DDR-Texte, Texte des Ministeriums für Staatssicherheit, institutionelle Texte, Preetexte, Schultexte, Losungen und Slogans linguistisch analysiert und so meine Kritik am System in meinem Fachgebiet aufgearbeitet.²²

Im Sommersemester 1990 nahm ich eine Gastprofessur für Deutsch als Fremdsprache in Saarbrücken wahr. Barbara Sandig hatte mich schon auf der Tagung des 14. Internationalen Linguistenkongresses in (Ost-)Berlin 1987, wo wir uns zum ersten Mal persönlich begegnet waren, dazu eingeladen. Ob ich der Einladung würde folgen dürfen, war damals offen. Unter den geänderten Umständen konnte ich nun tatsächlich nach Saarbrücken fahren. Eine staatliche Genehmigung war nicht mehr nötig. Die Arbeit in Saarbrücken war das beste, was mir in der Nachwendesituation passieren konnte. Ich hatte Gelegenheit, das mir bis dahin fremde Universitätssystem der Bundesrepublik kennen zu lernen, mich in der anders angelegten Lehre praktisch auszuprobieren und mich sogar – gleichsam als Übung – um eine in Saarbrücken ausgeschriebene Professorenstelle zu bewerben. In einer Art Crash-Kurs machte ich mich, freundschaftlich unterstützt und ermutigt von den Saarbrücker Kollegen Barbara Sandig und Gerd Antos vertraut mit den neuen Gepflogenheiten, die ja nun auch meine Arbeit bestimmen würden.

Durch den Aufenthalt in Saarbrücken hatte ich die erste Hälfte des Nachwendjahres in Leipzig verpasst. So fehlte mir nach der Rückkehr ein Stück eigenes Erleben dessen, was sich damals auch an der Universität Leipzig vollzogen hat. Ich habe mich sofort mit vollem Einsatz in die Erneuerungsarbeit eingebracht und sehr viel Zeit auf die Mitarbeit in Besetzungs- und Strukturkommissionen verwendet. Die meiste Zeit widmete ich der Arbeit der Personalkommission. Die vom sächsischen Wissenschaftsministerium eingerichteten „Personalkommissionen“ hatten die im Sächsischen Hochschulneuerungsgesetz (SHEG) formulierte Aufgabe, alle an sächsischen Universitäten und Hochschulen Beschäftigten daraufhin zu überprüfen, ob sie für eine Tätigkeit im öffentlichen Dienst geeignet sind. Die Eignung wurde am Verhältnis der Person zu den Grundsätzen der Menschlichkeit und Rechtlichkeit gemessen, wie sie in der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ vom 10.12.1948 festgehalten sind. Die Tätigkeit für das Ministerium für Staatssicherheit wurde nach dem Hochschulneuerungsgesetz als ein Verstoß gegen die Menschenrechte bewertet. In einem klar geregelten Verfahren²³ wurden an den Minister Empfehlungen gerichtet, die darauf hinausliefen, die

²¹ Der erste Beitrag zu dem Thema war: Fix, Ulla (1990): Der Wandel der Muster – der Wandel im Umgang mit den Mustern. Kommunikationskultur im institutionellen Sprachgebrauch der DDR am Beispiel von Losungen. In: *Deutsche Sprache* 4/1990, 332–347.

²² Die wichtigsten dieser Beiträge finden sich in: Fix, Ulla (2013): *Sprache, Sprachgebrauch und Diskurse in der DDR. Ausgewählte Aufsätze*. Berlin.

²³ Eine genaue Beschreibung des Vorgehens findet sich ebd., 167–179.

betreffende Person in ihrem Amt zu lassen oder sie von ihrer bisherigen, möglicherweise hervorgehobenen Stelle in der vordersten Reihe zurückzunehmen und sie nicht mehr Einfluss auf Studenten nehmen zu lassen. Das entschied also nicht die Personalkommission, sondern der Minister. Als mich der Dekan Gotthard Lerchner bat, dort mitzuarbeiten, machte er deutlich, dass es ein belastendes Amt sein würde. Ich habe zugesagt, weil man, wenn man mit dem System der DDR unzufrieden war, sich auch an dessen Aufarbeitung beteiligen sollte. Ich habe nicht daran gezweifelt, dass ich Tatsachen erfahren würde, die mir moralisch zu schaffen machen würden, und dass ich auch Anfeindungen ausgesetzt sein würde. So war es dann auch.

Durch diese Arbeit habe ich viel für meine Person und für meine Sicht auf die Vergangenheit gelernt. Es wurde vor allem deutlich, dass das System der DDR zu Ende gehen musste. Ein System, das seine Mitglieder entmündigt, kontrolliert, korrumpiert und in Angst versetzt und sie dadurch dazu bringt, Dinge zu tun, die ihnen ihr eigenes Gewissen eigentlich verbot, ja das sogar durch gezielte Maßnahmen Familien zerstört und Menschen in den Selbstmord getrieben hat, hat keine Daseinsberechtigung. Weiter habe ich gelernt, wie wichtig es ist, immer den einzelnen Menschen in seiner konkreten Situation zu betrachten, um ihm gerecht zu werden.

Nach der Wende beeilte sich die Sektion (Fakultät) Marxismus/Leninismus, die für das Philosophiestudium und die obligatorische philosophische Ausbildung aller Studenten zuständig war und die jegliche „bürgerliche“ philosophische Richtung nicht nur ausklammerte, sondern als feindliches Denken strikt verwarf, in der Universitätszeitung ein Angebot für ein *Studium generale* zur europäischen Philosophie zu machen. Bisher verschwiegene, ja verteilte Namen wie Bloch, Habermas, Foucault wurden plötzlich zum Lehrangebot. Das war ein Affront gegen alle, die unter der von derselben Institution verordneten Philosophie-Abstinenz gelitten hatten. Die Folge war, dass die Ägyptologin Elke Blumenthal ein *Studium universale*, getragen von Vertretern mehrerer Fakultäten, zu denen auch ich gehörte, als deutliches und gehaltvolles Gegengewicht gegen diesen Versuch ins Leben rief. Ihr ist es dann tatsächlich gelungen, eine Institution zu schaffen, die das erfüllt, was man von einem *Studium universale* erwartet, und die bis heute lebt und blüht. Es war, als hätte sich das Tor, das nach Meyers Weggang geschlossen worden war, wieder geöffnet. Der größte Hörsaal war wieder überfüllt. Als Referenten kamen nach Leipzig Aleida und Jan Assmann, Walter Jens, Hans-Dietrich Genscher, Avi Primor und viele andere. Auch Linguisten waren dabei – als einer der ersten sprach Manfred Bierwisch, dann Rudi Keller, Josef Kopperschmidt, Uwe Pörksen und andere. Dass das Thema der Macht und Befreiung durch Sprache einen großen Anteil am Programm hatte, lag nahe. Dafür habe ich mich viele Jahre eingesetzt.

An der seit 1999 an der Thomaskirche in Leipzig²⁴ praktizierten „Universitätsvesper“ – wahrscheinlich der einzigen ihrer Art – habe ich mich viele Jahre beteiligt. Die Idee war „eine liturgisch freie, musikalisch anspruchsvolle Gottesdienstform“ zu ermöglichen, „in der während der Semestermonate Theologen als Liturgen, aber nicht als Referenten beteiligt sein und christliche Professoren anderer Fakultäten im Sinne der *universitas litterarum* zu Worte kommen sollten“.²⁵ Die Herausforderung, zu prüfen, was es im eigenen Fach auf

²⁴ Später im neuerbauten, an die gesprengte Universitätskirche erinnernden „Paulinum“.

²⁵ Blumenthal, Elke (2019): Nachdenken über Gott und die Welt. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa2-337715>, 12.

dem Fundament christlicher Überzeugung zu moralisch-ethischen Themen zu sagen gibt, und sich dazu in kurzer Form zu äußern, habe ich gern angenommen. Ich fand es aus textlinguistischer Sicht interessant, dass da eine eigene Textsorte entstanden ist: die „Vesperrede“²⁶, in der wissenschaftliche Themen für den Nichtfachmann verständlich, in knapper Form aus christlicher Perspektive erörtert werden. Themen, zu denen ich gesprochen habe, waren unter anderem „*Sprechen über andere – Sprechen mit anderen*“, „*Fürchtet Euch nicht‘ oder ‚Habt keine Angst‘? – sakrale Sprache oder heutiges Deutsch?*“, „*Namen sind Schall und Rauch?*“, „*Denkfiguren und Sprachbilder – Wegweiser (und Irreführer?) unseres Denkens*“, „*Sprachbiographien. Wie Sprache und Sprechen ein Leben prägen können*“.

Aus Büchern werden Kolleginnen und Kollegen

Die ersten Jahre nach der politischen Wende brachten es als ganz besonderes Erlebnis mit sich, dass Bücher, die mir sehr wichtig waren, plötzlich zu Menschen wurden. Ich begegnete den Autorinnen und Autoren persönlich, die mir längst durch die Lektüre ihrer Bücher vertraut waren, mit denen zu sprechen aber nicht möglich gewesen war. Bis dahin existierten sie nur durch die Inhalte ihrer Bücher in meinem Kopf: Barbara Sandig mit der „*Stilistik der deutschen Sprache*“, Gerd Antos mit den „*Grundlagen einer Theorie des Formulierens*“, Eva Neuland mit „*Stil, Stilistik, Stilisierung*“, Els Oksaar mit ihrer „*Kulturemtheorie*“, Anne Betten mit Arbeiten zu Gesprächsstilen und zur Prosasyntax, Johannes Anderegge mit seiner „*Literaturwissenschaftlichen Stiltheorie*“ und viele andere.

Einladungen zu Vorträgen nach 1989 boten Gelegenheit, die Menschen hinter den Büchern kennenzulernen. Den ersten Vortrag hielt ich in Trier bei Peter von Polenz, dessen „*Geschichte der deutschen Sprache*“ mir bereits ein fester Begriff war. Ich lernte dort Ulrich Püschel und Werner Holly mit ihrem Projekt „*Medienrezeption als Aneignung*“ kennen. Bekannt war mir Püschel bereits durch seine Arbeiten zur Stilistik, Holly durch sein Buch „*Politikersprache*“ und durch verwandte Aufsätze. Pörksens Arbeit „*Deutsche Naturwissenschaftssprache*“ hatte ich durch die Vermittlung eines gemeinsamen Freundes, des Lyrikers Wulf Kirsten, bereits vor 1989 in den Händen und wir, Pörksen und ich, hatten uns im Briefwechsel dazu ausgetauscht. Nun lernte ich ihn wie viele andere durch Lektüre vertraute Kollegen in Freiburg persönlich kennen, so auch Hugo Steger, den ich als einen Initiator der Textlinguistik kannte und bewunderte, und Hans Martin Gauger, dem ich mich in seinem Bemühen, die Grenze zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft zu überwinden, verwandt fühlte. In Saarbrücken waren es Barbara Sandig und Gerd Antos, mit denen ich nun endlich ins Gespräch kommen und wissenschaftliche wie freundschaftliche Beziehungen knüpfen konnte, die bei Barbara Sandig viele Jahre, bis zu ihrem Tod, andauerten und die bei Gerd Antos bis heute bestehen. Ihm vor allem verdanke ich den reibungslosen Einstieg in die für mich neue Wissenschaftlergemeinschaft, zum Beispiel durch seine Ermunterung, sofort, das heißt 1990, in die GAL einzutreten und auch gleich einen Vortrag anzumelden, und durch sein Angebot, mich an seinem DFG-Projekt „*Fremdheit in der Muttersprache*“

²⁶ Vgl. Anm. 25, 14.

zu beteiligen. In dem Zusammenhang muss auch erwähnt werden, mit welcher Offenheit und Freude wir „ostdeutschen“ Kollegen auf der ersten gemeinsamen Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik und der des Instituts für Deutsche Sprache willkommen geheißen wurden.

In den Vorträgen dieser ersten Jahre entwickelte ich vor allem meine Vorstellungen zur Ritualität im Sprachgebrauch der Politik und im Alltag,²⁷ zu einer neuen Stilauffassung, die Stil als semiotisches Phänomen betrachtet,²⁸ zur Musterhaftigkeit von Texten und zu den „Einfachen Formen“, also zu „kleinen“ Textsorten.²⁹ In Saarbrücken ging es mir, im Zusammenhang mit der Professur für Deutsch als Fremdsprache, um die Kulturspezifik von Textsorten³⁰, ein Thema, dem ich mich später ausführlich gewidmet habe, so zum Beispiel auch in der zusammen mit Josef Klein und später mit Stefan Habscheid viele Jahre geleiteten Sektion der GAL „Textlinguistik und Stilistik“.

Die Kongresse der Internationalen Vereinigung für Germanistik, die in dieser Zeit in Vancouver, Wien, Paris und Warschau stattfanden, boten Gelegenheiten, internationale Kontakte aufzubauen.

Aus der Außensicht wird Mitarbeit

Diese Jahre brachten die Mitarbeit in verschiedenen Institutionen mit sich. Das half mir dabei, die für mich neue Wissenschaftslandschaft, die ich bisher nur fragmentarisch von außen kannte, zu verstehen. Es begann damit, dass ich 1994 in das Herausgebergremium des Referateorgans GERMANISTIK berufen wurde (später war ich auch die Vorsitzende des Trägervereins). Warum mir dies wie eine Art von Wunder erschien, soll kurz erklärt werden. In der Deutschen Bücherei lag die GERMANISTIK, die sonst nicht erhältlich war, für alle zugänglich aus. Der nach 1945 aus Halle/Saale nach Tübingen übergesiedelte Max Niemeyer Verlag lieferte, der Selbstverpflichtung der westdeutschen Verlage entsprechend, regelmäßig Belegexemplare. Wir konnten uns mit Hilfe der dort zu lesenden Kurzreferate ein gutes Bild über die westdeutsche und internationale Literatur- und Sprachwissenschaft machen. Das war unser eigentliches Fenster zu der Wissenschaftswelt, zu der wir gern gehört hätten. Nun sollte ich also zu den Verantwortlichen für dieses von uns hochgeschätzte Berichtsorgan über die germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft gehören und mit zuständig dafür sein, dass für Forschung und Lehre wichtige Veröffentlichungen des In- und Auslandes bibliographisch erfasst und ausgewertet würden. Als ich zum ersten Mal im Tübinger Verlagshaus war, führten mich Robert Harsch-Niemeyer und Birgitta Zeller in das Verlagsarchiv, das auch die Publikationen bewahrte, die 1949 (wenn ich mich nicht irre, auf einem Leiterwagen) während

²⁷ Fix, Ulla (1998): *Ritualität in der Kommunikation der DDR*. Hg. unter Mitarbeit von Wilma Kauke und Rhea Schwarz. Frankfurt am Main/Berlin/Bern.

Fix, Ulla (2013): *Sprache, Sprachgebrauch und Diskurse in der DDR. Ausgewählte Aufsätze*. Berlin.

²⁸ Fix, Ulla (2007): *Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen*. Berlin.

²⁹ Fix, Ulla (2011): *Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene*. 2., durchgesehene Auflage. Berlin.

³⁰ Fix, Ulla (2001): *Zur Kulturspezifik von Textsorten*. Hg. mit Stephan Habscheid und Josef Klein. Tübingen.

des Exodus vieler mitteldeutscher Verlage von Halle nach Tübingen gebracht worden sind. Mehr noch als viele andere sich mir eröffnenden Möglichkeiten in dieser Zeit habe ich die Mitarbeit an der GERMANISTIK als eine Genugtuung empfunden. Dass ich im Archiv auch die Erstausgabe von André Jolles' „Einfachen Formen“ fand, berührte mich sehr. Ich hatte schon vor 1989 begonnen, mich für Jolles' eigenwilliges Werk und sein umstrittenes Leben – origineller Denker und Nationalsozialist – zu interessieren. Obwohl Jolles in Leipzig gewirkt hatte, blieb er in unserem Studium eine Leerstelle. Dabei hätte er zum einen Anlass sein können, sich mit der Verantwortung des Wissenschaftlers auseinanderzusetzen, und zum anderen, sich mit dem vielversprechenden Zugang zu Textsorten zu befassen, den er mit seinem Buch „Einfache Formen“ anbot. Dieses Buch, so „unlinguistisch“ es ist, sollte meine Beschäftigung mit Textsorten stark anregen.

Im selben Zeitraum war ich Mitglied des Beirats der „Gesellschaft für Angewandte Linguistik“ und ab 2002 Mitglied des GAL-Vorstands sowie Mitherausgeberin der „Zeitschrift für Angewandte Linguistik“. Zugleich leitete ich mit Josef Klein und später mit Stefan Habscheid die heute noch existierende Sektion „Textlinguistik und Stilistik“. Neben dem Thema „Kulturspezifität“ war mir damals der Schwerpunkt „Textbeziehungen“/„Intertextualität“ sehr wichtig. Es war wohl, zusammen mit der Arbeit über „Intertextualität“ von Susanne Holthuis (1993), das erste Mal, dass diese Kategorie in der sprachwissenschaftlichen Debatte eine explizite Rolle spielte.

In unserem gemeinsamen Bemühen um die Textlinguistik kamen Kirsten Adamzik und ich auf die Idee, die Gattung „Preisfrage“ als Form der Provokation zum originellen Denken und Schreiben wiederzubeleben, und so konfrontierten wir die (text)linguistische Welt mit der Preisfrage: „Brauchen wir einen neuen Textbegriff?“ Aus den Antworten entstand ein später viel zitierter Sammelband zu diesem Thema.³¹ Der Preis für die beste, weil dichteste und differenzierteste Antwort wurde auf der Jahrestagung der GAL 2000 an Eva Martha Eckkammer vergeben. Aus diesem Anfang entwickelte sich (wobei der Ursprung mittlerweile in Vergessenheit geraten ist) der alle zwei Jahre vergebene Förderpreis der GAL. Gleichzeitig war ich Mitglied des Beirats „Germanistik“ beim DAAD und anschließend Mitglied des Wissenschaftlichen Rates am Institut für Deutsche Sprache/Mannheim und zugleich Mitherausgeberin der „Zeitschrift für Deutsche Sprache“. Darauf folgte die Mitgliedschaft im Internationalen Wissenschaftlichen Rat des Instituts für Deutsche Sprache. Die Mitarbeit in diesen drei verschiedenen orientierten Gremien hat meinen linguistischen Horizont erheblich erweitert. Dass ich als Linguistin bis heute Mitglied des Advisory Board des „Journal of Literary Theory“ bin, erfüllt mich mit Freude, ist es doch ein Ausdruck dafür, dass eine Zusammenarbeit zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft, um die ich mich immer bemüht habe, möglich ist. In den Kontext gehört auch, dass ich zusammen mit Andreas Gardt und Joachim Knape das Handbuch „Rhetorik und Stilistik“³² und später mit Anne Betten und Berbeli Wanning

³¹ *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage.* Forum Angewandte Linguistik. Bd. 40. Hg. mit Kirsten Adamzik, Gerd Antos und Michael Klemm. Frankfurt am Main/Berlin/Bern 2002.

³² Fix, Ulla (2009) zus. mit Andreas Gardt und Joachim Knape: Handbuch „Rhetorik und Stilistik“ in der Reihe „Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft“. Berlin/New York.

das Handbuch „Sprache und Literatur“ herausgegeben habe.³³ An Herausgeberschaften nenne ich außerdem folgende abgeschlossene: Mitherausgeberin der Reihe „Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte“ und Mitherausgeberin der Reihe „Leipziger Skripten“.³⁴ Noch relativ neu ist die Reihe „Kommunikation – Partizipation – Inklusion“³⁵, zu deren Mitherausgeberinnen ich gehöre. Sie hat unter anderem den Schwerpunkt „Leichte Sprache“ und wird sich, da sie höchst aktuelle gesellschaftliche Probleme artikuliert, nach einem guten Start in diesem Sinne weiter entwickeln.

Aus Gängelung wird Freiheit von Forschung und Lehre

Mit dem Ruf auf eine Universitätsprofessur für deutsche Sprache der Gegenwart (Schwerpunkt: Textlinguistik) an die Universität Leipzig im Jahr 1993, also mit reichlich 50 Jahren, begann mein eigentliches wissenschaftliches Leben. Damit meine ich, die ich ja natürlich auch vorher wissenschaftlich gearbeitet habe, dass ich nun in größerem Maße als bisher Forschungsprojekte initiieren und durchführen, Gelder einwerben, Kooperationen vereinbaren, Kolloquien und Tagungen organisieren, neue Formen der Arbeit mit Studenten einführen, neue inhaltliche Schwerpunkte setzen und Publikationen in nationaler und internationaler Zusammenarbeit in Angriff nehmen konnte. Ich habe mich immer darum bemüht, Forschungsvorhaben und Lehrgegenstände miteinander zu verbinden und interessierte Studenten in Forschungsvorhaben einzubeziehen. So kam es neben den Konferenzen üblicher Art (deren Themen finden sich unter Anm. 35) auch zu einer Reihe von Studenten konzipierten, organisierten und fachlich selbst bestrittenen Konferenzen zum Oberthema „Text-Tage“, die in einer studentischen Publikation zum jeweils gewählten Unterthema dokumentiert wurden. Wichtige Forschungsvorhaben in diesen Jahren waren die schon genannten Gegenstände ‚Intertextualität‘, ‚Textualität und Textsorten‘ und ‚Ritualität‘. Als neue Schwerpunkte kamen hinzu: ‚Kommunikative Ethik‘, ‚Bild und Text‘, ‚Sprachästhetik‘, ‚Beziehungen zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft‘, ‚Leichte Sprache‘ und ‚Denkstile‘.³⁶

³³ Fix, Ulla (2017) zus. mit Anne Betten und Berbeli Wanning: Handbuch „Sprache und Literatur“. Berlin/Boston.

³⁴ Reihe „Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte“. Frankfurt am Main/Berlin/Bern. Reihe „Leipziger Skripten“. Einführungs- und Übungsbücher. Frankfurt am Main/Berlin/Bern.

³⁵ Reihe „Kommunikation – Partizipation – Inklusion“. Berlin. Zusammen mit Bettina M. Bock und Nathalie Mälzer.

³⁶ Fix, Ulla (1998): *Ritualität in der Kommunikation der DDR*. Hg. unter Mitarbeit von Wilma Kauke und Rhea Schwarz. Frankfurt am Main/Berlin/Bern.

Fix, Ulla (2008): *Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene*. Berlin.

Fix, Ulla (2000): *Bild im Text – Text und Bild*. Hg. mit Hans Wellmann. Heidelberg.

Fix, Ulla (Hg.) (2003): *Fechner und die Folgen außerhalb der Naturwissenschaften. Interdisziplinäres Kolloquium zum 200. Geburtstag Gustav Theodor Fechners*. Tübingen.

Fix, Ulla (2017) zus. mit Anne Betten und Berbeli Wanning (Hg.): *Handbuch Sprache und Literatur*. Berlin/Boston.

Fix, Ulla (Hg.) (2005): *Hörfilm. Bildkompensation durch Sprache. Linguistisch-filmisch-semiotische Untersuchungen zur Leistung der Audiodeskription in Hörfilmen am Beispiel des Films „Laura, mein Engel“ aus der „Tatort“-Reihe*. Berlin.

Fix, Ulla (2014) zus. mit Gerd Antos und Bettina Radeiski (Hg.): *Rhetorik der Selbsttäuschung*. Berlin.

Der Gegenstand ‚Bild und Text‘ war die Erweiterung eines zeichenbezogenen Ansatzes, den ich schon mit meinem semiotischen Stilbegriff³⁷ entwickelt hatte. Rückblickend kann man sagen, dass diese frühen Arbeiten Vorläufer der später einsetzenden generellen Debatte zur Medialität waren. Auf die mich schon seit der Habilitation interessierende Frage nach dem, was das Sprachästhetische sei und wie man es erfassen könne, fand ich überraschende Antworten bei alten, fast vergessenen Autoren wie bei dem Mediziner, Physiker und Begründer der experimentellen Ästhetik Gustav Theodor Fechner (1801–1887) in seiner „Vorschule der Ästhetik“.³⁸ Er arbeitete, um ästhetische Reize zu erfassen, schon im 19. Jahrhundert mit einem selbst entworfenen Gerät zum Messen von Eye-Tracking und vertrat einen überaus modernen semiotischen Ansatz. Und ich fand eine Antwort bei dem Sprachpsychologen Friedrich Kainz (1897–1977) in seiner fünfbändigen „Psychologie der Sprache“ sowie in „Vorlesungen über Ästhetik“³⁹. Kainz billigte anders als üblich dem Ästhetischen eine Wirksamkeit auch für nichtliterarische Texte zu und stellte handhabbare Prinzipien dieser Wirksamkeit vor. Ähnliche Gedanken konnte ich dann auf philosophisch-semiotischer Ebene bei Jan Mukařovský in „Kapitel aus der Ästhetik“ entdecken.⁴⁰ Vor allem aber konnte ich in Arbeiten von Roman Jakobson zur Bedeutung der Sprachform und zu deren Erfassen Grundsätzliches finden, das geeignet war, die Brücke zur Literaturwissenschaft zu schlagen.⁴¹

Wenn man sich mit literarischen Texten mit Blick auf ihre Form befasst, hat man es zwangsläufig mit dem Phänomen der Andersartigkeit, des Abweichens (von Mustern, vom Erwarteten) zu tun. Dieses Phänomen beschäftigte mich lange Zeit. Die Bemühungen mündeten unter anderem in dem Handbuchartikel „Muster und Abweichen“.⁴² Sie schienen mir geeignet, die sprachliche Besonderheit mancher literarischer Texte zu erfassen. Im Zusammenhang mit meinen Arbeiten zur Textlinguistik stand die Beschäftigung mit der vor allem von Ingo Warnke angeregten Diskurslinguistik. Mein Interesse galt der Frage, welchen Platz Text und Stil in der Diskurslinguistik einnehmen.⁴³ Mittlerweile ist deren Eignung als Instrument diskursanalytischer Untersuchungen wohl unumstritten.

Gleichzeitig hatte ich ein anders geartetes Thema im Blick, das seine Wurzeln ebenfalls in meinem semiotischen Ansatz der frühen Jahre hatte. Die Beschäftigung mit dem Thema

Fix, Ulla (2017) zus. mit Bettina M. Bock und Daisy Lange (Hg.): „Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung. Berlin.

Fix, Ulla (2018) zus. mit Christiane Andersen und Jürgen Schiewe (Hg.): *Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft. Bausteine einer Fachgeschichte aus dem Blickwinkel der Wissenschaftstheorie Ludwik Flecks*. Berlin.

³⁷ Fix, Ulla (2001): Zugänge zu Stil als semiotisch komplexer Einheit. Thesen, Erläuterungen und Beispiele. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hg.): *Perspektiven auf Stil*. Tübingen, 113–126.

³⁸ Siehe Anm. 35.

³⁹ Kainz, Friedrich (1941–1969): *Psychologie der Sprache* (fünf Bände, der fünfte Band in zwei Teilbänden), Stuttgart.

Kainz, Friedrich (1948): *Vorlesungen über Ästhetik*. Wien.

⁴⁰ Mukařovský, Jan (1970): *Kapitel aus der Ästhetik*. Frankfurt am Main.

⁴¹ Jakobson, Roman (1974): *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*. München.

⁴² Fix, Ulla (2009): Muster und Abweichen. In: Ulla Fix/Andreas Gardt/Joachim Knappe (Hg.): *Rhetorik und Stilistik*. HSK 31. Berlin/New York, 1300–1315.

⁴³ Fix, Ulla (2018): Diskurslinguistik und Stil. In: Warnke, Ingo (Hg.): *Handbuch Diskurs*. Berlin/Boston, 470–487.

„Text und Bild“ führte dazu, sich in einem Projekt mit dem Phänomen des Hörfilms⁴⁴ zu befassen. Hörfilme sind, was ihre Technik, Herstellung und Verbreitung betrifft, übliche Filme (Kinofilme, Fernsehfilme). Sie enthalten jedoch zusätzliche, für sehbehinderte und blinde Rezipienten gedachte sprachliche Beschreibungen von Bildelementen und Bildfolgen, sogenannte Audiodeskriptionen, in denen visuelle Elemente möglichst knapp in Sprache umgesetzt und in Sprechpausen eingefügt werden. Man hat es also mit dem Phänomen des Medienwechsels von der spezifischen Bildlichkeit des Films in die mündliche Sprache mit ihren Spezifika tun. Die Beschäftigung mit dem Hörfilm gehört heute zur universitären Ausbildung von Übersetzern und das aus unserem Projekt hervorgegangene Buch wird nach wie vor, so sagen mir die Kolleginnen aus der Übersetzungswissenschaft, als Standardbuch in der Lehre verwendet.

Die letzten Projekte, mit denen ich mich befasst habe, galten dem Thema ‚Leichte Sprache‘⁴⁵ und dem Phänomen des ‚Denkstils‘⁴⁶.

Nach dem Behindertengleichstellungsgesetz sollen Menschen mit Lernschwierigkeiten ebenso wie nichtbehinderte Menschen von ihren Menschenrechten Gebrauch machen können. Um das zu gewährleisten, ist der Zugang zu Informationen und zum schriftlichen Austausch nötig. Die dafür in Behörden und Medien bereits genutzte sogenannte Leichte Sprache soll dieses Ziel umsetzen. Die meisten der Texte in Leichter Sprache beziehen sich aber auf einen relativ intuitiv erstellten Regelkatalog von Praktikern, der linguistischen Erkenntnissen nicht immer standhält. Es sollte Aufgabe der Linguistik sein, gesichertes sprachliches Wissen für die Praxis des Herstellens entsprechender Texte bereitzustellen. Daher haben Bettina M. Bock, Daisy Lange und ich in dem Interdisziplinären Forschungsprojekt „Leichte Sprache im Arbeitsleben“⁴⁷ untersucht, ob die derzeitigen Regeln und Prinzipien Texte tatsächlich leichter lesbar und besser verstehbar machen und was man ändern sollte. Um das herauszufinden, wurden empirische Untersuchungen (Bock, Lange) und theoretische Überlegungen (Bock, Fix) angestellt, ein Sammelband⁴⁸ publiziert und eine Buch-Reihe⁴⁹ eröffnet. Weitere Publikationen stehen in Aussicht. Träger des Ganzen ist nun Bettina M. Bock.

Im Zusammenhang mit meinem Interesse am Stil standen Nachforschungen zum Stilbegriff in anderen Wissenschaften. Erstaunlich war für mich, dass in den Naturwissenschaften und in der Mathematik der Denkstilbegriff längst zuhause ist. Anknüpfen wollte ich an die

⁴⁴ Fix, Ulla (2005) (Hg. und Autorin): *Hörfilm. Bildkompensation durch Sprache. Linguistisch-filmisch-semiotische Untersuchungen zur Leistung der Audiodeskription in Hörfilmen am Beispiel des Films „Laura, mein Engel“ aus der „Tatort“-Reihe*. Berlin.

⁴⁵ Fix, Ulla (2017) zus. mit Bettina M. Bock und Daisy Lange (Hg.): *„Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung*. Berlin.

⁴⁶ Fix, Ulla (2018) zus. mit Christiane Andersen und Jürgen Schiewe (Hg.): *Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft. Bausteine einer Fachgeschichte aus dem Blickwinkel der Wissenschaftstheorie Ludwik Flecks*. Berlin 2018.

⁴⁷ Das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Leichte Sprache im Arbeitsleben“ (2014–2018), gefördert vom BMAS, hat mehr als drei Jahre lang empirisch untersucht, ob „Leichte Sprache“ die Teilhabechancen im Arbeitsleben tatsächlich verbessert.

⁴⁸ Siehe Anm. 42.

⁴⁹ Reihe „Kommunikation – Partizipation – Inklusion“. Frank & Timme: Berlin. Hg. von Bettina M. Bock, Ulla Fix, Nathalie Mälzer.

Arbeiten des Arztes und Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck, der mit seinen Arbeiten zum Phänomen des Denkstils in den Geisteswissenschaften starke Resonanz gefunden hat.⁵⁰ Denkstil ist für ihn durch gemeinsame Probleme, Methoden und Urteile eines Denkkollektivs bestimmt, er ist zeittypisch und kulturell-sozial geprägt – als Denk- und Sprachformen, über die Kollektive in einer bestimmten Zeit verfügen. An diese Vorstellung, meinte ich, müsse anknüpfen, wer sich mit Sprachstil als kulturellem und sozialem Phänomen befasst. Ich fand wichtige Hinweise in Jürgen Schiewes Habilitationsarbeit⁵¹ und war froh, später zu der Arbeitsgruppe von Christiane Andersen und Jürgen Schiewe (Göteborg, Greifswald) zu gehören, die sich mit Fleck unter verschiedenen sprachlichen Aspekten intensiv befasst hat. Ergebnis ist die Monographie „Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft“.⁵²

Ein sehr befriedigender Teil meiner Vortrags- und Lehrtätigkeit waren Gastaufenthalte, so zum Beispiel an der Universität Zürich (bei Angelika Linke), am Fleck-Zentrum der ETH Zürich, beides verbunden mit studentischen Veranstaltungen, Lehraufenthalte in Graz und Prag, Doktorandenseminare bei Nina Janich in Darmstadt, Sommerkurse in Heidelberg und anderes mehr. Es ist eine schöne Erfahrung, wie erfüllend und anregend die Arbeit mit Studenten und Nachwuchswissenschaftlern sein kann. Dass ich diese Arbeit nie als Belastung, sondern immer als große Bereicherung empfunden habe, betrachte ich als ein Geschenk.

Lebendige Wissenschaftsgeschichte – meine „Säulenheiligen“

Aus dem bisher Gesagten ist schon hervorgegangen, wie wichtig mir unsere wissenschaftlichen Vorfahren sind. Ich bedauere es sehr, dass es gegenwärtig nicht mehr als selbstverständliche Tugend gilt zu wissen, was vor uns in unserem Fach gedacht und geschrieben worden ist. Bedauerlich ist es, weil dieses Versäumnis die Gefahr mit sich bringt, dass – oft genug zu beobachten – das Rad immer wieder neu erfunden wird und mancher interessante Gedanke der Vergangenheit überhaupt nicht bemerkt wird und so gar nicht aufgegriffen werden kann. Ohne die Anregungen meiner „Säulenheiligen“, ohne Fechners, Kainz' und Mukařovskýs Gedanken zur Ästhetik, ohne Lotmans Semiotik, ohne Jolles' „Einfache Formen“, ohne Flecks Denkstil-Begriff, ohne Jakobsons Grundidee von der poetischen Sprachfunktion – ohne all dies fehlten mir originelle Anregungen für mein eigenes Denken.

⁵⁰ Vor allem Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt am Main.

⁵¹ Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile: die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen.

⁵² Siehe Anm. 45.

Fix, Ulla (in Vorbereitung): *Der Wandel von Denk- und Sprachstilen in der Sprachwissenschaft*. Zur Textsorte ‚wissenschaftlicher Aufsatz‘ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.